

Schwerpunkt: Schreiben in den Geisteswissenschaften (I)

Walter Erhart und Hans-Ulrich Treichel*

Editorial

DOI 10.1515/iasl-2015-0013

1 Schreiben in den Geisteswissenschaften

An Ratgebern herrscht kein Mangel: Wie sollen Studierende eine wissenschaftliche Hausarbeit verfassen? Wie findet man sein Thema? Wie geht man vor? Was ist wissenschaftliches Schreiben? Buchmarkt und Universitäten haben auf diese Fragen und auf die mit ihnen angezeigte Bedürfnislage längst reagiert und bieten eine Fülle an Hilfestellungen, die allesamt erklären, wie man wissenschaftlich zu schreiben hat.¹ In den Wissenschaften gelten Handbücher und kodifizierte Regeln gemeinhin als Endprodukte eines mühsam erworbenen Wissens, das zuletzt für die Studierenden aufbereitet und dokumentiert werden kann. In diesem Fall ist es umgekehrt: Es gibt eine ganze Industrie an kanonisiertem Handbuchwissen über einen Gegenstand, der bislang kaum erforscht ist und über den wir wenig wissen. Was derzeit auf der Ebene der Kompetenzen diskutiert und vermittelt wird, die ‚Techniken des wissenschaftlichen Schreibens‘, bauen auf einer unsicheren Grundlage auf: dem Problem, was wissenschaftliches Schreiben eigentlich ist, wie es zu dem geworden ist, was es ist, ob sich dahinter eigentlich überhaupt (Forschungs-)Fragen verbergen.

In den Wissenschaften wird das Schreiben zwar selten thematisiert, in der Wissenschaftspropädeutik aber spielt das Thema eine durchaus große Rolle: anlässlich von Klagen über die mangelnde Schreibfähigkeit von Studierenden, in der

¹ Nur drei Beispiele: Karl-Dieter Bunting/Axel Bitterlich/Ulrike Pospieck: Schreiben im Studium. Ein Trainingsprogramm. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1999. Andrea Frank/Stefanie Haacke/Swantje Lahm: Schlüsselkompetenzen: Schreiben in Studium und Beruf. Stuttgart/Weimar: Metzler 2007. Katrin Girgensohn/Nadja Sennewald: Schreiben lehren, Schreiben lernen. Eine Einführung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2012.

***Kontaktpersonen:** Prof. Dr. Walter Erhart, Universität Bielefeld, Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft, Postfach 10 01 31, D-33501 Bielefeld, E-Mail: walter.erhart@uni-bielefeld.de

Prof. Dr. Hans-Ulrich Treichel, Universität Leipzig, Deutsches Literaturinstitut Leipzig, Wächterstraße 34, 04107 Leipzig, E-Mail: treichel@uni-leipzig.de

zunehmenden akademischen Institutionalisierung fachübergreifender Schreibkurse und Schreibzentren, zuweilen auch als ebenso theoretische wie praktische Frage nach der „Lust und Last des wissenschaftlichen Schreibens“.² Pädagogik und Fachdidaktik beschäftigen sich seit langem mit dem Erwerb von Schreibkompetenzen bei Kindern und Jugendlichen; zumeist gilt dieser Erwerb mit dem Eintritt in die Universität als abgeschlossen, alles weitere regeln Schreibhilfen: Wie schreibe ich eine erfolgreich wissenschaftliche Hausarbeit? Wie löse ich Schreibblockaden auf?

Eine professionelle Schreibforschung hat bereits in den 1980er und 1990er Jahren damit begonnen, das Schreiben wissenschaftlich, d. h. mit psychologischen, kognitionswissenschaftlichen, linguistischen, pädagogischen und neuerdings neurowissenschaftlichen Mitteln, zu untersuchen.³ In den USA begann diese Forschung in den 1960er Jahren mit der Diagnose einer ‚Schreibkrise‘ bei Schülerinnen und Schülern;⁴ sie führte dort auch zur stärkeren Beachtung des akademischen Schreibens im amerikanischen College, wo Unterricht im Schreiben (*composition*) seit langem einen traditionsreichen Platz in den Lehrplänen und *English Departments* einnimmt.⁵

In Deutschland hat diese ‚Schreibkrise‘ offensichtlich erst jetzt die Universitäten erreicht, vor allem angesichts der Studienreform einer zweigeteilten Bachelor- und Master-Ausbildung, die nunmehr auch die Übergänge des Bildungssystems zwischen Schule und Universität sowie die Lücken und Erfordernisse der hierfür notwendig zu erwerbenden Basiskompetenzen – Lesen, Schreiben, Argumentieren – völlig neu organisiert.⁶ Mittlerweile haben sich in diesem Zu-

2 So der Titel eines Bandes aus dem Jahr 1999 mit persönlichen Erfahrungsberichten von Professorinnen und Professoren: Wolf-Dieter Narr/Joachim Stary (Hg.): *Lust und Last des wissenschaftlichen Schreibens*. Hochschullehrerinnen und Hochschullehrer geben Studierenden Tips. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1999.

3 Das dabei kodifizierte Wissen ist 1994 in einem Handbuch gesammelt und vorgestellt worden: Hartmut Günther/Otto Ludwig (Hg.): *Schrift und Schriftlichkeit*. *Writing and Its Use*. Ein interdisziplinäres Handbuch. *An Interdisciplinary Handbook of International Research*. 2 Bde. Berlin/New York: De Gruyter 1994.

4 Als daraus hervorgegangenes Standardwerk gilt Carl Bereiter/Marlene Scardamalia: *The Psychology of Written Composition*, Hillsdale: Erlbaum 1987. Einschlägig auch Michael C. Levy/Sarah Ransdell: *The Science of Writing: Theories, methods, individual differences, and applications*. New York/London: Routledge 2009, S. 93–105.

5 Vgl. dazu John C. Brereton: *The origins of Composition Studies in the American College, 1875–1925: A Documentary History*. Pittsburgh: University of Pittsburgh Press 1995. Zuletzt Jean Ferguson Carr: *Composition, English, and the University*. In: *PMLA* 129 (2014), S. 435–441.

6 Vgl. dazu Holger Dainat: Von LAMA zu BAMA. Über den Strukturwandel des Studiums in den Geisteswissenschaften. In: Constantin Goeschler/Jürgen Fohrmann/Harald Welzer/Markus Zwick (Hg.): *Arts and Figures*. *GeisteswissenschaftlerInnen im Beruf*. Göttingen: Wallstein 2008, S. 94–102. Walter Erhart: *Schreibkrise, Schreibforschung, Hochschulreform – Einige einleitende Per-*

sammenhang sogar Ansätze zu einer neuen Disziplin, der „angewandten Schreibwissenschaft“,⁷ ausgebildet, die das Schreiben als Prozess umfassend thematisiert. Zu ihr gehört auch die Erforschung des literarischen Schreibens, das einst über Modelle der *Critique Génétique* nicht nur Eingang in die Editionswissenschaft,⁸ sondern auch in Forschungsfragen nach Ursprung und Prozess des literarischen Schreibens gefunden hat: in Bezug auf einzelne Autoren,⁹ als Untersuchung der materiellen Bedingungen des literarischen Schreibens,¹⁰ mittlerweile sogar in der Kombination von neurowissenschaftlichen Methoden und historischer Schreibforschung.¹¹ Anders als in den USA (*creative writing*) wurde das literarische Schreiben an deutschen Universitäten nur sehr zögerlich vermittelt. Inzwischen gibt es einen Studiengang an der Universität Hildesheim und das darauf spezialisierte Deutsche Literaturinstitut Leipzig, dort werden Schreibprozesse von Autorinnen und Autoren sowohl gelehrt als auch untersucht.¹²

Obwohl die Tätigkeit des Schreibens zu den wichtigsten Voraussetzungen, Arbeitsweisen und Gegenstandsfeldern sämtlicher Geisteswissenschaften gehört, hat es bislang nur wenig Aufmerksamkeit gefunden. Kaum jemals wird darüber öffentlich oder wissenschaftlich reflektiert; die mit dem Schreiben verbundenen Implikationen für die Geschichte, die Praxis und die Institutionen der geisteswissenschaftlichen Disziplinen sind wenig bekannt und nicht annähernd erforscht.

spektiven. In: Ulrike Preußner/Nadja Sennewald (Hg.): *Literale Kompetenzentwicklung an der Hochschule*. Frankfurt/M.: Peter Lang 2012, S. 37–55.

7 Stephanie Dreyfürst/Nadja Sennewald (Hg.): *Schreiben. Grundlagentexte zur Theorie, Didaktik und Beratung*. Opladen/Toronto: Verlag Barbara Budrich 2014 (dort im Vorwort von den Herausgeberinnen so benannt, S. 9).

8 Vgl. Louis Hay: *Die dritte Dimension der Literatur. Notizen zu einer ‚critique génétique‘*. In: *Poetica* 16 (1984), S. 307–323. Almuth Grésillon: *Literarische Handschriften. Einführung in die ‚critique génétique‘*. Bern u. a.: Lang 1999.

9 Zu Klopstock, Hamann und Herder vgl. zum Beispiel Klaus Hurlebusch: *Klopstock, Hamann und Herder als Wegbereiter autorzentrischen Schreibens. Ein philologischer Beitrag zur Charakterisierung der literarischen Moderne*. Tübingen: Niemeyer 2001.

10 Vgl. die einschlägigen Sammelbände von Martin Stingelin (Hg. unter Mitarbeit von Davide Giuriato und Sandro Zanetti): *„Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Säkulum“*. Schreibszenen im Zeitalter der Manuskripte. München: Wilhelm Fink 2004. Davide Giuriato/Martin Stingelin/Sandro Zanetti (Hg.): *„Schreibkugel ist ein Ding gleich mir: von Eisen“*. Schreibszenen im Zeitalter der Typoskripte (= *Zur Genealogie des Schreibens*. Bd. 2). München: Fink 2005. Davide Giuriato/Martin Stingelin/Sandro Zanetti (Hg.): *„System ohne General“*. Schreibszenen im digitalen Zeitalter (= *Zur Genealogie des Schreibens*. Bd. 3). München: Fink 2006.

11 Jens Löscher: *Schreiben: Literarische und wissenschaftliche Innovation bei Lichtenberg, Jean Paul und Goethe*. Berlin/Boston: De Gruyter 2014.

12 Vgl. Josef Haslinger/Hans-Ulrich Treichel (Hg.): *Wie werde ich ein verdammt guter Schriftsteller? Berichte aus der Werkstatt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2005. Josef Haslinger/Hans-Ulrich Treichel (Hg.): *Schreiben lernen – Schreiben lehren*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006.

Über das Schreiben in den Geisteswissenschaften nachzudenken, gehört zur Selbstreflexion dieser Wissenschaften; der Blick auf die eigene Tätigkeit erfordert jedoch einen ungewöhnlichen Blickwechsel: eine gewisse Distanz zur eigenen Disziplin, eine eher wissenschaftstheoretische, zuweilen auch wissenschaftspolitische Perspektive. Schriftsteller und Dichter haben über ihr eigenes Schreiben viel berichtet, die Philologen wiederum haben es bis in die handschriftlichen Spuren und die mühsamen Schreibversuche hinein zurückverfolgt – und dabei auch die zahlreichen Fälle des Nicht-Schreibens, der Schreibblockaden und der gescheiterten Schreibprozesse thematisiert.¹³ Anders in Bezug auf die Literaturwissenschaft selbst: Inwieweit Erfolg und Misserfolg der Literaturwissenschaft auch von der handfesten Tätigkeit des Schreibens beeinflusst wurden, welches Verhältnis zum Schreiben über die Sozialisation, den Habitus und die Forschungsprozesse akademischer Personen entscheidet, darüber haben die Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftler in der Regel Stillschweigen vereinbart. In der Literatur sind ungeschriebene und gescheiterte Schreibprojekte Legion, über Literaturwissenschaftler, die nicht mehr schreiben und nicht mehr schreiben können, ist weniger zu hören, und es gibt wohl kaum ein DFG-Projekt, das zurückgegeben oder abgebrochen worden ist, weil die beteiligten Wissenschaftler an Schreibblockaden gelitten hätten. Umgekehrt gibt es heute genug Klagen, dass in den geisteswissenschaftlichen Disziplinen viel zu viel geschrieben und publiziert wird, es herrschen Vielfalt, aber auch Überfülle und ‚Überforschung‘ (wie eine heute vermutlich gar nicht mehr satirische Wortprägung lautet).

In der Wissenschaftssoziologie und der Wissenschaftsgeschichtsschreibung wird seit längerem, zumeist am Beispiel der Naturwissenschaften, untersucht, wie das Material und die Medien, die Instrumente, das Laboratorium und die konkreten Praktiken des wissenschaftlichen Arbeitens die Erkenntnisproduktion und das Wissen selbst (mit) bestimmt haben und noch weiter bestimmen;¹⁴ in der Geschichtsschreibung der Medizin, der Psychiatrie und anderer ‚Lebenswissenschaften‘ werden Funktion und Bedeutung der früher zumeist vernachlässigten Schrift- und Schreibformen, der Aufzeichnungen, Versuchsreihen, Notizzettel

13 Vgl. z. B. Ulrich Horstmann: Die Aufgabe der Literatur oder Wie Schriftsteller lernten, das Verstummen zu überleben. Frankfurt/M.: Fischer 2009.

14 Vgl. die bereits klassischen Studien: Bruno Latour/Steven Woolgar: Laboratory Life. The Social Construction of Scientific Facts. Beverly Hills: Sage Publications 1979. Karin Knorr-Cetina: Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1984. Andrew Pickering (Hg.): Science as Practice and as Culture. Chicago: Chicago University Press 1992. Hans-Jörg Rheinberger: Epistemologie des Konkreten. Studien zur Geschichte der modernen Biologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006.

und Laborprotokolle, immer stärker hervorgehoben.¹⁵ Während die Naturwissenschaftler über Labore verfügen, aufwändige Versuchsbedingungen initiieren und mit Instrumenten, Daten, Experimenten und Versuchsreihen arbeiten, bestehen die Tätigkeiten der Geisteswissenschaftler lediglich aus Lesen und Schreiben, bei stets gleichbleibenden, eher einfachen Instrumenten: Bücher, Stift, Schreibtisch, Computer, Drucker. Für die Geisteswissenschaften und ihre erst seit kurzem in den Blick genommene „Praxeologie“¹⁶ gilt als das Medium und das ‚Labor‘ der Wissenschaft vor allem der Schreibprozess. Vereinzelt hat deshalb vor allem eine literaturwissenschaftlich orientierte Wissenschaftsgeschichte die Verknüpfung von ‚Denkstilen‘ und ‚Aufschreibesystemen‘ betont,¹⁷ auf den Stil als Merkmal von Wissenschaftlerlaufbahnen hingewiesen¹⁸ oder gar eine „Fachgeschichte der Schreibformen“¹⁹ angemahnt. Das Schreiben als jeweils literarische, geisteswissenschaftliche oder philosophische Tätigkeit ist dabei – über vereinzelte theoretische Impulse hinaus²⁰ – kaum näher thematisiert worden. Einige wenige, zumeist kritische Beiträge zur Wissenschaftssprache und zur Schreibweise in den Geisteswissenschaften²¹ haben nicht mehr als kurzfristige, vor allem feuilletonistische Resonanz erzeugt. Die Nähe des geisteswissenschaftlichen Schreibens zum eher ‚schöngeistigen‘ oder essayistischen Stil ist des Öfteren betont wor-

15 Volker Hess: Spelling Sickness: The Aufschreibesystem of Medical Semiotics in the Eighteenth Century. In: Cay-Rüdiger Prüll (Hg.): Traditions of Pathology in Western Europe. Theories, Institutions and their Cultural Setting (= Neuere Medizin- und Wissenschaftsgeschichte – Quellen und Studien. Bd. 6). Herbolzheim: Centaurus 2003, S. 21–38. Christoph Hoffmann (Hg.): Daten sichern. Schreiben und Zeichnen als Verfahren der Aufzeichnung. Zürich/Berlin: Diaphanes 2008.

16 Für die Literaturwissenschaft vgl. Steffen Martus/Carlos Spoerhase: Praxeologie der Literaturwissenschaft. In: Geschichte der Germanistik. Mitteilungen 35/36 (2009), 89–96. Steffen Martus: Wandernde Praktiken „after theory“? Praxeologische Perspektiven auf „Literatur/Wissenschaft“. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL) 40/1 (2015), S. 177–195.

17 Lutz Danneberg/Wolfgang Höppner/Ralf Klausnitzer (Hg.): Stil, Schule, Disziplin. Analyse und Erprobung von Konzepten wissenschaftsgeschichtlicher Rekonstruktion (= Berliner Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte. Bd. 8). Frankfurt/M.: Peter Lang 2005. Cornelia Ortlieb: Friedrich Heinrich Jacobi und die Philosophie als Schreibart. München: Fink 2010.

18 Hans Ulrich Gumbrecht: Vom Leben und Sterben der großen Romanisten. Carl Vossler, Ernst Robert Curtius, Leo Spitzer, Erich Auerbach, Werner Kraus. München: Hanser 2002.

19 Ottmar Ette: ÜberLebenswissen. Die Aufgabe der Philologie. Berlin: Kadmos 2004, S. 53.

20 Clifford Geertz: Die künstlichen Wilden. Der Anthropologe als Schriftsteller. Frankfurt/M.: Fischer 1993. Martin Seel: Über die Arbeit des Schriftstellers (und die Sprache der Philosophie). In: M.S.: Ethisch-ästhetische Studien. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1996, S. 145–187.

21 Vgl. etwa die von Walter Müller-Seidel 1989 initiierte Diskussion im Schiller-Jahrbuch: Wissenschaftssprache, Verwissenschaftlichung der Sprache, Sprachkultur. Einleitung einer Diskussion. In: Jahrbuch der deutschen Schiller-Gesellschaft 33 (1989), S. 409 f.

den,²² über die Geschichte dieses Verhältnisses, auch über die Anwendung der Schreibforschung für eine mögliche Analyse des geisteswissenschaftlichen Schreibens, wissen wir wenig.²³ Oder, um es mit Valentin Groebner aus seinem Buch *Wissenschaftssprache. Eine Gebrauchsanweisung* zu formulieren: „[...] das Verhältnis von schreiberischer und wissenschaftlicher Qualität ist notorisch unklar und bietet eher unerfreuliche Blickwinkel auf den akademischen Normalbetrieb.“²⁴

2 Englisch, digital

Die Schreibforschung hat immer wieder betont, dass im Schreibprozess selbst der Inhalt des Geschriebenen geformt und verändert wird; umso mehr gilt die „allmähliche Verfertigung von Texten beim Schreiben“ (Almuth Grésillon, frei nach Heinrich von Kleist)²⁵ als Grundlage geisteswissenschaftlicher Textproduktion. Gleichmaßen gilt: Wenn sich die materiellen Bedingungen und die habitualisierten Praktiken des Schreibens ändern, sind davon sämtliche Bestandteile der geisteswissenschaftlichen Forschung betroffen, nicht zuletzt die Produktion von Erkenntnis selbst. Der Wissenschaftshistoriker Michael Hagner hat in diesem Zusammenhang kürzlich darauf aufmerksam gemacht, dass die derzeit erfolgende Umstellung der Wissenschaftssprache auf Englisch für die Geisteswissenschaften nicht nur ein Moment der Strategie, der Internationalisierung der *scientific community* und des bloßen Sprachgebrauchs sein dürfte. Die Naturwissenschaftler benutzen die englische Wissenschaftssprache zum Zweck der Information: Berichtet wird in der Regel über Ergebnisse, die anderweitig gewonnen wurden, im Labor und in Experimenten; die Universalsprache hierfür sei ohnehin nicht Deutsch oder Englisch, sondern die Mathematik. Die Erkenntnisse der Geisteswissenschaftler aber würden fast ausschließlich im Schreiben selbst gewonnen, sie seien deshalb nicht einfach in Information übersetzbar, sondern angewiesen auf

22 Vgl. zuletzt etwa Jürgen Kaube: Der Essay als Freizeitform von Wissenschaft. In: Merkur 68 (2014), S. 57–61.

23 Erst 2012 hat Sandro Zanetti einige Grundlagentexte der unterschiedlichen Forschungsansätze versammelt: Sandro Zanetti (Hg.): Schreiben als Kulturtechnik. Grundlagentexte. Berlin: Suhrkamp 2012.

24 Valentin Groebner: Wissenschaftssprache. Eine Gebrauchsanleitung. Konstanz: Konstanz University Press 2012, S. 13 f.

25 Almuth Grésillon: Über die allmähliche Verfertigung von Texten beim Schreiben. In: Wolfgang Raible (Hg.): Kulturelle Perspektiven auf Schrift und Schreibprozesse. Tübingen: Gunter Narr 1995, S. 1–36.

eine in den Denkprozess selbst involvierte Sprache.²⁶ Geisteswissenschaftlern – so Michael Hagner – gelänge es höchstens in zwei Sprachen zu denken, meist aber nur in einer. Seine hierfür herangezogenen empirischen Beispiele sind die beiden USA-Emigranten Theodor W. Adorno und Erwin Panofsky: Der eine konnte sich nicht daran gewöhnen, englische Texte zu schreiben, der andere gab seine Wissenschaftssprache auf und schrieb fortan bereitwillig und über dreißig Jahre lang auf Englisch.

Wenn nun aber die Geisteswissenschaftler in und mit ihrer Sprache und das heißt während des Schreibens selbst denken, wird es Zeit darüber zu reflektieren, was Schreiben in den Geisteswissenschaften war und ist – und auch was die Forderung nach einer englischen Wissenschaftssprache in diesem Kontext bedeutet: „Mit der adipösen Aufgedunsenheit von Kommunikation und Information ist der Sache der Geisteswissenschaften nicht gedient.“²⁷

Noch stärker als durch die Dominanz der Wissenschaftssprache Englisch beginnt sich das geisteswissenschaftliche Schreiben, auch das Verhältnis von Erkenntnis und Information, vermutlich durch die digitale Technologie und das *World Wide Web* zu verändern. Die elektronischen Medien – so hat es Niklas Luhmann bereits 1998 beobachtet – haben schnell damit begonnen, „die Form der Ordnung des Wissens zu beeinflussen“.²⁸ An der Universität und in den geisteswissenschaftlichen Studiengängen ist dies heute vielfach zu bemerken; einschlägige Studien berichten darüber, dass Studierende heute nicht etwa weniger als früher, sondern eher mehr schreiben,²⁹ allerdings in anderer Form: Die narrative und argumentative Kohärenz verliert an Bedeutung, rhetorische Mittel, Leserorientierung und Performance nehmen zu.³⁰ Die digitale Transformation beeinflusst nicht nur die Distribution des Wissens, die Form und die Rhetorik der Erkenntnis, sondern auch die Selektion und die Inhalte: Wissen ist heute beliebig verfügbar, es wird von Studierenden immer weniger in Bezug auf seine Quellen, mit Blick auf Autor, Autorität und Ursprung, geordnet, bestimmt und präsentiert, vielmehr hingegen in Form einer eher flächigen, horizontalen Ausbreitung und Indienstnahme eines bereitliegenden und unendlich ‚verlinkten‘ Wissens. Das

26 Michael Hagner: Schopenhauers Alptraum oder: Von der Pluralität der Wissenschaftssprachen. In: Julia Voss/Michael Stolleis (Hg.): *Fachsprache und Normalsprache* (= *Valerio* 14/2012). Göttingen: Wallstein 2012, S. 61–76.

27 Hagner: Schopenhauers Alptraum (Anm. 26), S. 74.

28 Niklas Luhmann: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1998, S. 310.

29 Vgl. hierzu die große angelegte Stanford Study of Writing: *About the Study* (<http://ssw.stanford.edu/about>; letzter Zugriff am 12. Juli 2015).

30 Vgl. Jenn Fishman/Andrea Lunsford/Beth McGregor/Mark Otuteye: *Performing Writing, Performing Literacy*. Unter: http://ssw.stanford.edu/materials/3Cs_article.pdf (letzter Zugriff am 12. Juli 2015).

wissenschaftliche Schreiben, wie es die Professorinnen und Professoren gewöhnt sind, wird bei den Studierenden deshalb zunehmend zu einer nebulösen, nicht mehr klar umrissenen Praxis (trotz oder vielleicht sogar wegen der vielen Schreibratgeber).³¹ Im Schreibprozess selbst diffundiert die Differenz von Information und Erkenntnisgewinn, zugleich stellt sich der Wissenschaftsbetrieb um: In den *digital humanities* wird anders geschrieben und geforscht; deshalb mehren sich jetzt bereits die Stimmen, die einer ‚Netzunabhängigkeit‘ geisteswissenschaftlicher Forschung das Wort reden und das Medium des gedruckten Buches als Nachhaltigkeitskriterium der entsprechenden Erkenntnisproduktion auszeichnen.³²

3 Wissenschaftsgeschichte

Wie sich die Ordnung des Wissens und die Produktion geisteswissenschaftlicher Erkenntnis durch neue Technologien künftig – wieder einmal – verändern werden, vermag derzeit niemand genau vorherzusehen. Wenn sich das geisteswissenschaftliche Schreiben jedoch zu verändern beginnt, ist es an der Zeit, sich an die Geschichte des wissenschaftlichen Schreibens zu erinnern und diese spezifische Form der Wissenschaftspraxis überhaupt erst einmal in den Blick zu nehmen. Bereits die ‚Philosophie des Geistes‘ um 1800 bestand in erster Linie aus einem „Verbund an Schreibtechniken“ – daran erinnert Cornelia Ortlieb in ihrem nachfolgenden Beitrag über „Schreibformen“ in der Geschichte der Philosophie. An die Abhängigkeit des Denkens vom Schreiben und von der Schrift haben damals vor allem diejenigen Denker gemahnt, denen es oblag, die deutsche idealistische Philosophie – Kant, Fichte – zu kommentieren, zu kritisieren und zu überschreiben. Zugleich zeigt ein Blick auf die Handschriften bei Friedrich Heinrich Jacobi und Jean Paul, wie Philosophie und Dichtung um 1800 in komplizierten und verzweigten Schreibprozessen überhaupt erst entstanden sind.

Denken und Schreiben gehen immer jeweils neue historische Verbindungen ein, in Abhängigkeit vom Buchstabieren und Schreiben entstehen um 1800 neue Formen des Philosophierens, aber auch die heute geläufige Praxis geisteswissen-

31 Vgl. exemplarisch: Nadja Sennewald/Nicole Mandelka: Akademisches Schreiben von Studierenden. Die Bielefelder Erhebung zur Selbsteinschätzung der Schreibkompetenzen. In: Ulrike Preußner/Nadja Sennewald (Hg.): Literale Kompetenzentwicklung an der Hochschule. Frankfurt/M.: Peter Lang 2012, S. 143–166.

32 Valentin Groebner: Muss ich das lesen? Ja, das hier schon. Wissenschaftliches Publizieren im Netz und in der Überproduktionskrise. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 31. 6. Februar 2013, S. N5. Michael Hagner: Zur Sache des Buches. Göttingen: Wallstein 2015.

schaftlicher Forschung. Die gegenwärtige Konjunktur akademischer Schreiblehrbücher ist deshalb auch ein Indiz dafür, dass die Selbstverständlichkeit eines bestimmten wissenschaftlichen Schreibens an Universitäten (wieder) verloren gegangen ist. Die Geschichte dieser Selbstverständlichkeit beginnt im frühen 19. Jahrhundert, als die Universitäten das Trivium, die Ausbildung des Redens und Schreibens, in die Schule verlagerten und die Studierenden damit begannen, nicht mehr nur nach- und abzuschreiben, sondern sich frei zu bilden, auch im Lesen und im Schreiben.³³

Welche Schreibprozesse die Formierung der geisteswissenschaftlichen Studiengänge im 19. Jahrhundert im Einzelnen begleitet haben, ist in der wissenschaftsgeschichtlichen Forschung allerdings noch wenig erforscht, ebenso die Frage, wann, wie, wo und zu welchem Zweck die Studierenden der geisteswissenschaftlichen Studiengänge überhaupt zu schreiben begannen. Wie Holger Dainat im nachfolgenden Beitrag zeigt, gilt es die inzwischen häufig formulierte These, dass die Humboldtsche Universitätsreform um 1800 in der Umstellung des Lehrbetriebs von Mündlichkeit auf Schriftlichkeit und in der Verpflichtung der Studierenden zum Schreiben bestanden habe,³⁴ durchaus kritisch zu überprüfen. In der Philologie wurde die Ausbildung zum Schreiben und Reden zugunsten des Lesens und des Verstehens als einer „Kunst der Interpretation“ erst einmal zurückgedrängt;³⁵ die neu gegründeten (alt-)philologischen Seminare mit ihren Schreib- und Kontrollprozeduren³⁶ blieben zunächst sehr vereinzelt, die grundlegende Form des geisteswissenschaftlichen Lehrens und Lernens war und blieb die Vorlesung: die Produktion philologischer Erkenntnis in freier Rede, die freiwillige Mitschrift und Nachschrift der im Nachvollzug verstandenen Lese- und Interpretationsprozesse. Das Schreiben an Universitäten, so stellt sich nun heraus, wurde im 19. Jahrhundert zunächst eher unsichtbar gemacht: Kern des akademischen Studiums war die Freiheit vom Zwang schulischer Rhetorik und Schreibtechnik, im Mittelpunkt geisteswissenschaftlicher Bildung stand der Vorsatz und der Versuch, selbst zu denken, zu verstehen und zu interpretieren und

33 Vgl. dazu v. a. Otto Kruse: Zur Geschichte des wissenschaftlichen Schreibens. Teil 1. In: Das Hochschulwesen. Forum für Hochschulforschung, -praxis und -politik, 53/5 (2005), S. 170–174. Teil 2. In: Das Hochschulwesen. Forum für Hochschulforschung, -praxis und -politik, 53/6 (2005), S. 214–218.

34 William Clark: *Academic Charisma and the Origins of the Research University*. Chicago/London 2006. Thorsten Pohl: *Die studentische Hausarbeit. Rekonstruktion ihrer ideen- und institutionsgeschichtlichen Entstehung*. Heidelberg: Synchron 2009.

35 Vgl. Klaus Weimar: *Geschichte der deutschen Literaturgeschichte bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*. München: Fink 1989, S. 347–410.

36 Carlos Spoerhase/Mark-Georg Dehrmann: *Die Idee der Universität. Friedrich August Wolf und die Praxis des Seminars*. In: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 2011, S. 105–117.

sich dabei des Schreibens als eines bloß nachgeordneten Instruments zu bedienen. Außerhalb der wenigen seminaristischen Einrichtungen waren die Studierenden deshalb zum Schreiben nicht verpflichtet, entsprechend gering ist die theoretische und praktische Aufmerksamkeit, die dieser wissenschaftlichen Praxis im 19. Jahrhundert gewidmet worden ist. Erst seit dem späten 19. Jahrhundert wurde das Schreiben wieder gefordert und kontrolliert, Freiwilligkeit und Freiheit nahmen ab, schriftliche Nachweise und Prüfungen nahmen zu. Michael Huber schildert in seinem nachfolgenden Beitrag aus organisationssoziologischer Perspektive, wie sich die neue akademische Schreibpraxis nicht nur eng mit der akademischen Institution verbindet, sondern wie die Organisation der Universität eine spezifische Form der Textproduktion erst notwendig hervorbrachte: die Wissenschaftlichkeit der Texte, ihre disziplinabhängige Form, ihre Instrumentalisierung als Kontrollorgan.

Wie das an der Universität ausgebildete Schreibverhalten im 19. Jahrhundert auch die Textproduktion und die Schreibtätigkeit in den einzelnen Wissenschaften beeinflusst, wie sich die geisteswissenschaftliche „normale Wissenschaft“ (Thomas S. Kuhn) aus dem veränderten Lesen und Schreiben entwickelt hat, bliebe im Hinblick auf die letzten beiden Jahrhunderte noch zu untersuchen (die in den Gelehrtennachlässen lagernden studentischen Mitschriften, aus denen die schriftbasierten Sozialisations- und Professionalisierungsprozesse der Wissenschaftler hervorgegangen sind, sind jedenfalls noch gänzlich unentdeckt).

Am Beispiel der Literaturwissenschaft des 20. Jahrhunderts zeigt Sandro Zannetti in seinem Beitrag, wie die konkrete schreibende Tätigkeit, die „Arbeitsweise“ des Philologen im 20. Jahrhundert in jeweils engem Bezug zur Lektüre vorausliegender Texte steht: Erkenntnisgewinne bemessen sich in der Regel an einem Verfahren, das sich zwischen dem Nachvollzug, der Nähe zum vorliegenden literarischen Text, und der abstrahierenden Anwendung wissenschaftlicher Modelle bewegt. In der Rekonstruktion der in einzelnen (Schreib-)Schritten durchgeführten philologischen Interpretation – am Beispiel von Peter Szondi und Roland Barthes – wird deutlich, wie literaturwissenschaftliche Erkenntnis aus diesem jeweils unterschiedlich modulierten Verhältnis von Mimesis und Abstraktion entsteht: im mehrfachen Lesen (und Schreiben), durch die Heranziehung von Bezugsebenen und angrenzendem Material, durch behutsam mimetische Kontextualisierung (Szondi), durch die abstrakte Zerlegung des Textes, um dabei schließlich ganz andere Bedeutungseinheiten freizulegen (Barthes).

4 Stilkunde

Nicht zuletzt die im Deutschen Literaturarchiv in Marbach zunehmend gesammelten Nachlässe von Geisteswissenschaftlern des 20. Jahrhunderts ermöglichen heute die intensive Arbeit an den Schreibprozessen bedeutender Gelehrter.³⁷ Hier ist das Schreiben von Geisteswissenschaftlern in seiner Entstehung zu studieren: Notate, Anstreichungen, Ausstreichungen, verworfene Texte und Textpassagen, hin gekritzelte Ideen – vielleicht sogar geheime Schreibblockaden. Was erforscht man dabei? Was verrät die Art und Weise des Schreibens über die geisteswissenschaftliche Erkenntnisgewinnung?

Ob es erkenntnisfördernd sein wird, die vielleicht zehn Entwürfe der Antrittsvorlesung von Hans Robert Jaufß' „Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft“ textkritisch zu vergleichen, oder die umfassenden Fahnenkorrekturen eines DVjs-Beitrags mit dem handschriftlichen Manuskript und dem schließlich publizierten Beitrag abzugleichen, mag dahin gestellt sein. Am Beginn der Tätigkeit eines Geisteswissenschaftlers steht jedenfalls das Lesen und Schreiben, am Ende aber das Geschriebene; wie aber findet dieser Geisteswissenschaftler jeweils in sein Format, in sein Schreiben und seinen Stil hinein?

Der Blick in die Werkstatt von Peter Szondi und Roland Barthes offenbart einen grundsätzlich anderen Umgang mit dem literarischen Text, der im Schreiben selbst hergestellt wird: Mimesis und Abstraktion, Nähe und Distanz, Verstehen durch In-Beziehung-Setzen und Analyse durch mikroskopisches Zerlegen, Hermeneutik und Strukturalismus. Das Verhältnis zu den literarischen Objekten und die Zielsetzung der Lektüre manifestieren sich in einem bestimmten wissenschaftlichen Schreibstil, der jeweils in bestimmten wissenschaftshistorischen Konstellationen geprägt (und imitiert) wird; zugleich lassen sich Ausbildung, Verfestigung und Wandel solcher Stile und der damit verbundenen Theorien in den einzelnen wissenschaftlichen Schreibprozessen kenntlich machen.

Sowohl die Geschichte des wissenschaftlichen Schreibens als auch die Entwicklung der Disziplinen in den letzten zweihundert Jahren verweist auf einen subtilen Zusammenhang zwischen geisteswissenschaftlichen Theorien und unterschiedlich markierten Schreibstilen. Valentin Groebner erinnerte 2009 an eine berühmt gewordene und an einer ostwestfälischen Reformuniversität entstandene Theorie der Geschichtswissenschaft, die Sozialgeschichte, im Rückblick auf eine zwanzig Jahre zurückliegende Doktorandenzeit:

³⁷ Vgl. dazu Marcel Lepper: Wissenschaftsgeschichte als Theoriegeschichte. Ein Arbeitsprogramm. In: *Geschichte der Germanistik* 29/30 (2006), S. 33–40. Marcel Lepper: Zu welchem Ende sammelt und ediert man Vorlesungen aus Wissenschaftlernachlässen? In: *Geschichte der Germanistik* 33/34 (2008), S. 48–56.

Denn das war Bielefeld: ein Sound. Grammatikalisch war dieser Sound getaktet von an den Satzanfang gestellten Konditional- und Relativsätzen, vom hauptwörtlich gebrauchten Verb, von Wäldern aus Gerundia und Gerundiva à la „es ist ein zu Klärendes“, alles Handlungsanweisungen mit verschwundenem sprechenden Subjekt. Rhetorisch war der Sound bestimmt vom Hochsitz, vom Blick aufs Große Ganze [...].³⁸

Als Historiker erinnert Groebner hier an die schlichte Tatsache, dass auch die Geschichtsschreibung in erster Linie aus einer bestimmten Form des Schreibens besteht; einst ist sie sogar entlang den narrativen Techniken der ‚schönen Literatur‘ entstanden.³⁹ So wie die Historiker als Schriftsteller ebenso wie die Verfasser von Literaturgeschichten sich bestimmter wechselnder literarischer und rhetorischer Mittel bedienen,⁴⁰ so lassen sich an diesen Formen umgekehrt die Entwicklungen des geisteswissenschaftlichen Denkens ablesen. Eine solche Stilkunde verrät mehr als bloß etwas über die Schreibweise von Theorien, sie führt zugleich vor, wie ein Schreibstil untrennbar zu den Erkenntnissen einer bestimmten Theorie-Epoche gehört und wie in den Geisteswissenschaften zuallererst eine bestimmte Schreibform den Schreibenden in die ‚normale‘ Wissenschaft initiiert und dadurch auch die entsprechenden Denkformen prägt. „Kommt ihnen der Sound bekannt vor“, fragte wiederum Valentin Groebner unlängst bei der Lektüre von Albrecht Koschorkes Buch *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer allgemeinen Erzähltheorie* (2012), und wunderte sich, warum die meisten Stellen dieses Buches sich wie Zitate von Niklas Luhmann lesen.⁴¹ Ein weiterer Sound, der aus Bielefeld stammt, eine ganz andere ‚coolness‘ – aber nicht nur das. Anhand dieses Buches markiert Groebner auch eine neue aktuelle Tendenz der Geisteswissenschaftler, sich zahlreicher Metaphern aus den Naturwissenschaften zu bedienen: Gravitationskerne, Datenströme, Frequenzen, Streuungen, Kopplungen, Unschärferelationen. Fast jedes Beispiel zumindest aus dem geisteswissenschaftlichen, vor allem dem literaturwissenschaftlichen Theorieangebot der letzten fünfzig Jahre lässt sich anhand seiner Sprache, seines Schreibstils, identifizieren,

38 Valentin Groebner: Theoriegesättigt. Ankommen in Bielefeld 1989. In: Sonja Asal/Stephan Schlak (Hg.): Was war Bielefeld? Eine ideengeschichtliche Nachfrage. Göttingen: Wallstein 2009, S. 179–189, hier S. 182.

39 Daniel Fulda: Wissenschaft aus Kunst. Die Entstehung der modernen deutschen Geschichtsschreibung 1760–1860. Berlin/New York: De Gruyter 1996.

40 Vgl. Cornelia Blasberg: Der literarische Eigensinn narrativer Geschichtskonstruktionen: Das Beispiel der Literaturgeschichtsschreibung. In: Daniel Fulda/Silvia Serena Tschopp (Hg.): Literatur und Geschichte. Ein Kompendium zu ihrem Verhältnis von der Aufklärung bis zur Gegenwart. Berlin/New York: De Gruyter 2002, S. 103–121.

41 Valentin Groebner: Überschwängliche Ausnüchterung. Albrecht Koschorke erzählt von sich. In: Merkur 67 (2013), S. 451–456.

und hier läge ein breites Anwendungsfeld der jüngeren Wissenschaftsgeschichte bereit. Dabei ginge es nicht bloß um Begrifflichkeit und Jargon, sondern um die Poetik des wissenschaftlichen Sprechens: die Erzählstimme, die Erzählperspektive, die Metaphern, die wechselnden Entlehnungen aus anderen Fachsprachen, der Psychologie, der Soziologie, der Ethnologie, der Ökonomie, der Naturwissenschaft.

Mitunter wird die Poetik der Geisteswissenschaften in den ersten Sätzen eines Buches, im Auftakt und im jeweils angeschlagenen Ton bereits deutlich. Raimar Zons erinnert in seinem nachfolgenden Beitrag nicht nur daran, wie Friedrich A. Kittler in seinem Buch *Aufschreibesysteme 1800 · 1900* eine Geschichte der deutschen Dichtung, zudem eine etwas andere Ursprungserzählung der Geisteswissenschaften und der Universitäten, ebenfalls aus ihrem Verhältnis zur Schrift hergeleitet hat.⁴² Zugleich habe Kittler – hier im naheliegenden Vergleich zu Jürgen Habermas – einen ganz eigenen Wissenschafts- und Schreibstil geprägt, mitsamt willigen Nachfahren und erbitterten Gegnern, die ihr Verhältnis zur jeweiligen Theorie immer auch durch Nähe und Distanz zu einem sprachlich-stilistischen Verfahren definierten.

Jürgen Kaube hat die entsprechenden Wiedererkennungseffekte von Theorie-Sprachen als „diskursive Klingeltöne“ bezeichnet, sie signalisieren Herkunft, Gemeinsamkeit und Abgrenzung zugleich, und Kaube zitiert in seinem Beitrag offensichtlich das Vokabular einer kulturwissenschaftlich orientierten Literaturwissenschaft, als da sind: „figurieren“, „verhandeln“, „sich in etwas einschreiben“, „Ambivalenz“. Oder, im Blick auf einen zufällig ausgewählten Aufsatz, in dem es um die ‚Grenzen‘ eines Textes geht: „Durchbrochen, verwischt, überschritten, verrückt, gebrochen, inszeniert – man könnte hier von einer eigenen Klingeltontechnik sprechen [...]“.⁴³

Es geht hier beileibe nicht um humoristische oder satirische Spitzen gegen einen unliebsamen Teil des Wissenschaftsbetriebs, auch nicht um die monotonen, ewig gleichen Klagen über einen stets nur von anderen praktizierten Jargon. Vielmehr sind die Sprachspiele und Schreibstile der (Geistes-)Wissenschaftler immer auch Teil der Wissenschaft selber, sie haben Erkenntnispotential, gerade weil sie die Entstehung und die Kontinuität wissenschaftlicher Erkenntnis im Erlernen einer bestimmten Schreibform vorführen. Der Sound und der (Klingel-)Ton, der Stil und die Schreibweise mögen bei einzelnen Literaturwissenschaftler(inne)n und literaturwissenschaftlichen Theorien über Gebühr in spezi-

42 Friedrich A. Kittler: *Aufschreibesysteme 1800 · 1900*. München: Fink 1985.

43 Jürgen Kaube: *Diskursive Klingeltöne*. In: Julia Voss/Michael Stolleis (Hg.): *Fachsprache und Normalsprache* (= Valerio 14/2012). Göttingen: Wallstein 2012, S. 105–114, hier S. 113.

fischer Weise ausgeprägt sein, sie mögen die Argumentation zuweilen überwuchern und von bloßer Nachahmung bestimmt sein. Solche Ausschläge aber verweisen lediglich auf die Sichtbarkeit eines in der Geschichte und Gegenwart der Geisteswissenschaft stets wirksamen Phänomens; sie sind die zur Häufung gebrachten Beispiele eines Normalverhaltens, das darin besteht, sich geisteswissenschaftliches Wissen durch Schreibprozesse anzueignen und dieses Wissen in der Anwendung von Schreibstilen zu produzieren.

Die folgenden im *Internationalen Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* abgedruckten Beiträge gehen zurück auf eine von Walter Erhart (Bielefeld) und Hans-Ulrich Treichel (Leipzig) organisierte Tagung, die vom 25. bis 27. September 2013 am Deutschen Literaturinstitut Leipzig stattfand. Ihr Thema war: „Schreiben in den Geisteswissenschaften“ (mit Beiträgen von Holger Dainat, Valentin Groebner, Josef Haslinger, Michael Huber, Jürgen Kaube, Michael Lentz, Marcel Lepper, Cornelia Ortlieb, Elmar Schenkel, Carlos Spoerhase, Raimar Zons).

Der Schwerpunkt wird im nächsten Heft (Band 41, Jahrgang 2016, Heft 1) fortgesetzt.